

meine Hände im Erdboden pflanzten und schafften, so war mir, als würde ich durch dieses Tun im greifbar Wirklichen erst ein ganzer Mensch.“ Ganz und gar schwäbisch ist auch ihr starker Familiensinn – in ähnlicher Ausprägung findet er sich nur noch bei einem der Größten unter den Dichtern Schwabens, bei Hölderlin –. Kein Kapitel ihres Lebens könne man aufrollen, ohne daß das Sternbild der Familie sich mitbewege, schreibt sie einmal. Und ihr Bild würde verzeichnet, wollte man sie aus diesem liebevollen Zusammenhang, dem sie mit aller Wärme ihres unerschöpflichen Herzens gedient hat, herauslösen. Die

Schriften, die aus dieser Quelle gespeist wurden, sind unverwundlich, denn hier hat die nachschaffende Liebe die Feder geführt, die bei ihr stärker ist als die Kunst der Erfindung oder die Kraft der Verwandlung; daher lebt auch ihr Schwabenland in den Erinnerungsbüchern fort und nicht in den Novellen, die Württemberg zum Schauplatz haben.

Im heimatlichen Tübingen wollte Isolde Kurz sterben und begraben werden. Dieser Wunsch wurde ihr erfüllt. Sie starb 1944 im Alter von 91 Jahren und ruht nun nahe dem Vater auf dem Tübinger Friedhof in einem Ehrengrab der Stadt.

## Ludwig Amandus Bauer

*Von Marianne Schumm*

Im 5. Band der „Schwäbischen Lebensbilder“ schreibt Herbert Meyer in seiner schönen Würdigung Ludwig Amandus Bauers, des Jugendfreundes von Mörike, daß jener „zu der nicht geringen Zahl bedeutender Deutscher gehöre, die weniger durch ihr Werk, als durch ihre Persönlichkeit wirken, die ihrer Mitwelt mehr als der Nachwelt zu geben vermögen“. Es ist die Verbindung mit dem Namen des großen Freundes, die auch den seinigen unsterblich macht. Seinen 150. Geburtstag (geboren 15. Oktober 1803) hat man am 18. Oktober 1953 in dem Dorf Ernsbach am Kocher, das von 1826 bis 1831 Bauers Pfarrgemeinde war, in eindrucksvoller Weise gefeiert. Dr. Schahl, Stuttgart, ließ in einem Vortrag Bauers lebenswerte Persönlichkeit erstehen, die durch ihren Zauber jeden, der mit ihr in Berührung kam, in den Bann zog. Amandus, „der zu Liebende“, wie ihn der Vater, der gleichfalls Pfarrer im Hohenloheschen gewesen war, vorahnend genannt hatte, war er im wahrsten Sinne des Wortes. Hochbegabt, für Geschichte und Philosophie, für Musik und Dichtung gleicherweise begeistert, mußte er, als er nach den Blaubeurer Seminarjahren in Tübingen ins Stift eintrat, zu Mörike finden, mit dem ihn bald schwärmerische Liebe verband und die eigene dichterische Begabung, mit der er jenem in alle Reiche der Fantasie zu folgen vermochte. Ohne Bauer wäre Mörikes Dichtung von dem Märchenland „Orplid“ jener fernen nie erreichbaren Insel im Stillen Ozean nicht denkbar, und Mörike erzählt im „Maler Nolten“ von der Zeit, da er auf der Schule studierte und einen Freund hatte, dessen Denkart und ästhetisches Streben mit dem seinigen Hand in Hand ging; „wir trieben in den Freistunden unser Wesen miteinander, wir bildeten uns bald eine eigene Sphäre von Poesie, und noch jetzt kann ich nur mit Rührung daran zurückdenken... ich bekenne gern, damals die schönste Zeit meines Lebens genossen zu haben. Lebendig, ernst und wahrhaft stehen sie noch alle vor meinem Geiste, die Gestalten unserer Einbil-

dung.“ Und wie Mörike dieselben im „Letzten König von Orplid“, jenem Märchenspiel aus dem „Maler Nolten“ gestaltet hat, so tat es Bauer in seinem „Heimlichen Maluff“, das er als Drama bezeichnet. Wenn sich die Wege der Freunde später auch trennten, so blieben sie sich im Geiste doch immer verbunden und die Nachricht von dem frühen Tod Bauers ist Mörike, wie er an Schwab schreibt, „eine über allen Ausdruck schreckliche Botschaft“, und so fühlt er sich auch außerstande einer „Auswahl der wichtigsten Schriften“ des Verewigten, eine Charakteristik desselben beizugeben, um die ihn die Herausgeber baten. Der Band, der 1847, zwei Jahre nach Bauers Tod erschien, spricht in einem Abriß seines Lebens „von der lebenswürdigen Anspruchslosigkeit, mit der er jedem im Leben entgegenkam, von seinen reichen mit feinem Geschmack verbundenen Kenntnissen, seinem trefflichen Urteil über Menschen und Dinge, ... wer hätte sich von einem so herrlichen Menschen auch nur bei flüchtiger Berührung nicht angezogen gefühlt?“ Und ähnlich schildert ihn auch David Friedrich Strauss, der den um fünf Jahre Älteren im Stift noch erlebte und wie jeder andere den Zauber seiner Persönlichkeit empfand: „als lebenswürdiger Mensch erschien er dem ersten Blick – keiner ist je mit mehr Recht Amandus getauft worden –; als reich und vielfach Begabter dem zweiten. Man konnte selbst zweifelhaft werden, welche von diesen mancherlei Gaben man als die herrschende anzusehen habe. Musiker und Dichter, für Sprachen und Geschichte gleichviel Neigung und Talent“. Also auch bei Strauss, dem Kritiker und Ästhetiker dasselbe Urteil über Bauers Wesen und reiche Persönlichkeit.

Wenn man aber den Band von 480 Seiten durchliest, eben jene Auswahl von seinen Schriften, die seine Freunde bald nach seinem Tode herausgaben, so strahlt dieses Wesen nicht nur aus den Briefen, die in ihrer Wärme und spontanen Natürlichkeit, in der Schönheit und Greifbarkeit ihrer Bilder und Schilderungen und in dem liebe-

vollen Eingehen auf Leben und Wesen dessen, der sie empfing, wahrhaft Briefe eines Dichters sind, sondern auch in den anderen Dokumenten seines Dichtens und Denkens, in denen er doch auch den heutigen Menschen noch Bedeutendes zu sagen hat.

Wenn vielleicht seine dramatische Trilogie über Alexander den Großen in Form und Anlage unserer Zeit fremd geworden ist, so wird in einem Brief an Gfrörer, einen seiner Freunde, ihr zusammengefaßter Inhalt um so lebendiger gegeben, und es entsteht das auch heute noch hinreißende Bild eines Großen der Geschichte, das von der Sage verdunkelt und von parteilicher Schilderung entstellt, soweit es von Bauer dem Historiker nicht klar erfaßt werden kann, doch von dem Dichter ahnend empfunden wird. Ludwig Bauer schreibt einen Prosastil, den zu lesen ein wahrhafter Genuß ist. Er ist klar und knapp, ohne nüchtern zu sein, und aus jedem seiner Sätze und seiner trefflichen Bilder spricht der Ernst, mit dem er sich in den behandelten Stoff vertieft hat und die Begeisterung, mit der er von diesem durchdrungen ist und mit der er auch den Leser zu durchdringen vermag. Es ist die Schule der Antike, die ihn Denken und Schreiben gelehrt hat, wie er in einem größeren Aufsatz „Über die klassische Bildung“ dartut. Was er hier über den Begriff des Klassischen sagt, ist für unsere Zeit so heilsam, wie er es für die seinige heilsam ansah, und Sätze wie die folgenden werden immer ihre Gültigkeit behalten: „Die Alten studierten um zu leben, statt daß bei uns Tausende leben um zu studieren. – Man darf nicht niedrig von sich denken, wenn man das Höchste erstreben will. Der Ehrgeiz wird nur dann lächerlich, wenn er sich, seiner Natur zuwider abwärts richtet und auf das Kleinliche wirft und nur dann gefährlich, wenn er ohne Aufsicht ist. Fühle Dich keine einzelne Auszeichnung geehrt, sondern strebe danach, Dein Leben zu einem Denkmale Deiner selbst und Dich des Nachruhms wenigstens würdig zu machen. – Freilich, Tausende betreten den Boden der Vorzeit und kommen leer zurück; aber die Schuld liegt an ihnen: sie haben nicht tief genug gesucht oder nicht einmal den Wert des Gefundenen zu schätzen gewußt.“

Ist es in diesen Sätzen und in der Alexandrtrilogie die griechische und römische Klassik, die Bauer in seinem Drang nach allem Hohen und Schönen des irdischen Daseins mit Begeisterung erfüllte, so quollen ihm Herz und Feder nicht minder über, wenn er sich in deutsche Geschichte und Dichtung vertiefte. Jahrelang trug er sich mit dem Gedanken, in einer großen Tragödie die Zeit der Hohenstaufen, jene Epoche der deutschen Geschichte zu verherrlichen, die wohl ihre gewaltigste, Religion, Kunst und Kultur gleicherweise umfassende, war. Aber die Gestaltung scheiterte an der Übermacht des Stoffes und sowohl als Historiker als auch als Dichter hat er Disziplin genug, ihn aufzugeben. In einem Brief an Wolf, den nachmaligen Rektor des Katharinenstiftes, steht das schöne Wort: „Warum mußte der umfassende Schiller für die Herrlichkeit dieser Kaiser kein Auge haben und einen Wallenstein unsterblich machen? Warum das

Größte für solche aufgespart, die vielleicht kaum dem Gewöhnlichen gewachsen sind? Vielleicht sollte kein Sterblicher mehr über einen Stoff dichten, der von dem Dichter der Geschichte selbst schon als Tragödie behandelt ist.“

In eben jenem Brief dankt er Wolf für die Übersendung des Nibelungenliedes, das ihn schon in der Seminarzeit mit Begeisterung erfüllt hatte, und über das er einen Aufsatz schrieb „Das Lied der Nibelungen, ein Kunstwerk“, der zu dem Schönsten und Tiefsten gehört, was über dieses „Epos der Deutschen“ gesagt worden ist, und der wert wäre, der deutschen Jugend auch heute noch bei der Behandlung des Nibelungenliedes vorgelesen zu werden. Welche hingebende Beschäftigung mit dem Stoff, besonders aber welche Charakteristik der handelnden Personen, Krimhilds vor allem, deren Charakter mit dem feinen Einfühlungsvermögen des Dichters, der sich selbst als Dramatiker versucht hatte, nachgegangen wird. Wie beweist er damals schon die Folgerichtigkeit und Einheitlichkeit des Werkes als das eines großen Gestalters, wie wir es heute wieder sehen, nachdem es Ende des vorigen Jahrhunderts eine Zeit gab, die es in einzelne Lieder aufzuteilen gewagt hat, ihm damit dasselbe Schicksal bereitend, wie eine Zeitlang auch dem Homer.

Neben der Geschichte und der Dichtung ist es die Musik, die für Bauer Lebensnotwendigkeit war. Wie beglückt schreibt er am 17. April 1826 aus Ernsbach an die Braut, daß sein Klavier gekommen sei, „jener melodische Freund“, wie er es nennt. Zahlreich sind die Briefe an Hartlaub, den Pfarrer in Wermuthausen, seinen und Mörikes gemeinsamen Freund, der ihn laufend mit Noten versorgte. „Aber Haydns Symphonie! die werde ich nicht satt. Wenn man diesem Engelskerl einmal in die Augen geschaut hat, so ist man weg; das ist Musik für Götter, für die unschuldigen Bewohner des Paradieses!“ In einem anderen Briefe ist es Mozart, der ihn erfüllt und dann wieder Händels Messias und Johann Sebastian Bach. Daß aber seine Begeisterung für die Musik und sein eigenes feinsinniges Musizieren auf ernstem philosophischem Wissen um ihr Wesen und ihr geschichtliches Werden beruht, beweisen seine beiden Aufsätze „Bemerkung über Tonkunst“ und „Über deutsche Musik“. Wenn man zuletzt jenen Aufsatz erwähnt „Über Genialität und Buchhandel“, der sich liest, als wäre er für die heutige Zeit geschrieben, so kommt noch eine weitere Seite seines reichen Wesens zu Wort, der liebenswürdige Humor, der sprudelnde Witz, der treffende aber nie verletzende Spott, mit dem er sich und die Schwächen seiner Zeit bloßzustellen vermochte.

Und wenn es wohl wahr ist, wie schon Strauß und die Freunde und schließlich auch Herbert Meyer urteilen, daß es die Persönlichkeit des Lebenden war, die auf die Zeitgenossen wirkte, so würde doch auch die Nachwelt gerade heute wieder mit Gewinn aus der reinen Quelle seines Geistes und seines Herzens schöpfen können, wenn man erreichte, daß einzelne seiner Aufsätze neu gedruckt und aufgelegt würden. Sie sind es wert.